

ULRIKE ALTHERR

## Nur Kinder, Küche, Kirche?

|| Katholisches Frauenleben in den 1950er und 1960er Jahren<sup>1</sup>

### Einleitung

Die Diözese Rottenburg-Stuttgart wird 175 Jahre alt. Die Geschichte von christlichen Frauen ist natürlich älter, die von organisierten katholischen Frauen ist um einiges jünger. Erste karitative Vereine bestehen seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Frauenorganisationen im Sinne der Frauenbewegung gibt es erst seit dem 20. Jahrhundert.

Der zeitliche Schwerpunkt meiner Ausführungen liegt auf der Nachkriegszeit, den 1950er und 1960er Jahren, der inhaltliche auf den katholischen Frauenorganisationen in unserer Diözese.

Ich stelle meinen Vortrag unter die Frage: Nur Kinder, Küche, Kirche?

Frauen waren und sind die Mehrheit in Kirche und Gesellschaft. Dennoch sind sie nicht in allen Bereichen gleichermaßen vertreten. Besonders der katholischen Kirche wird nachgesagt, dass sie Frauen auf typisch »weibliche« Felder, also auf die berühmten »Ks« beschränkt hat. War das wirklich so oder hatten Bestrebungen nach mehr Mündigkeit von Frauen Fürsprecher/innen und Raum innerhalb der Kirche? Dabei sollen Wechselwirkungen von Frauen, Kirche und Gesellschaft erhellt werden. Der Zugang ist ein sozial- und gesellschaftsgeschichtlicher, kombiniert mit dem »anderen Blick« der feministischen Geschichtsschreibung<sup>2</sup>.

### 1. Frauenorganisationen in der Diözese Rottenburg (-Stuttgart)

Der folgende kurze Überblick soll dazu dienen sich ein Bild von den verschiedenen Frauenorganisationen in unserer Diözese machen zu können<sup>3</sup>.

Die Organisationen lassen sich einteilen in allgemeine Organisationen (Katholischer Deutscher Frauenbund [KDFB]), berufsständische Organisationen (z.B. Berufsgemeinschaft katholischer Hausgehilfinnen, Verein katholischer deutscher Lehrerinnen (VkdL), Werkvolkfrauen – Treuland (KAB-F), karitative Organisationen (z.B. Katholischer Mädchenschutzverband, Rettungsverein vom Guten Hirten), spirituelle Vereinigungen (Marianische Frauenkongregationen, Frauen von Schönstatt) und Jugendorganisationen, die im Bund der katholischen Jugend Deutschlands (BdkJ) zusammengeschlossen sind,

1 Vortrag gehalten auf der Tagung: Schwäbische Identität – weltnahe Katholizität. 175 Jahre Diözese Rottenburg-Stuttgart (Weingarten 17.–21.9.2003).

2 Vgl. Ulrike ALTHERR, Sachwalterinnen des Vormodernen oder Förderinnen der Mündigkeit von Frauen? Katholische Frauenorganisationen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart vom Kriegsende bis zur Würzburger Synode, Frankfurt a.M. 2000 (EHR XXIII/694), 22–25.

3 Zum Folgenden vgl. ALTHERR, Sachwalterinnen (wie Anm. 2), 37–136.

z.B. Christliche Arbeiterjugend – Frauen (CAJ-F), marianische Jungfrauenkongregationen.

Einige lassen sich hier nicht einordnen und bleiben als ›Sonstige‹ übrig (Heliand-Frauenkreis, Ring-Frauenkreis, Deutsche Jugendkraft Frauensportgemeinschaft (DJK).

## 2. Die Stellung der Frau in den 1950er und 1960er Jahren

Katholische Frauen lebten im Makrokosmos der deutschen Gesellschaft der Nachkriegszeit. Deshalb soll zunächst dieser Makrokosmos mit einigen Streiflichtern erhellt werden, bevor der Blick zum Mikrokosmos des Katholizismus geht<sup>4</sup>.

Für die Situation der Frauen lassen sich verschiedene Phasen unterscheiden. Gleich nach dem Krieg hatten sie eine starke Stellung, weil sie aktiv Überlebenswichtiges leisteten im Kampf gegen Hunger, Wohnungsnot und Krankheiten. Als »Trümmerfrauen« leisteten sie Aufbauarbeit.

Das Selbstbewusstsein der Frauen war gewachsen, weil sie im Krieg und danach eigenständig schwierigste Situationen meistern und Entscheidungen treffen mussten. Viele sehnten sich aber nun auch wieder nach ruhigeren Zeiten, wo sie die Überlast der Verantwortung wieder abgeben konnten<sup>5</sup>.

Das Ideal war nun wieder die Frau, die sich zu Hause ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Hausarbeit widmet, während der Mann den Lebensunterhalt verdient und die wichtigen Entscheidungen fällt sowie die Familie nach außen repräsentiert. Um Arbeitsplätze für Männer freizumachen, wurde erwartet, dass Frauen sie freiwillig räumten, oder aber es wurde ihnen gekündigt. Weibliche Arbeitslosigkeit war immer höher als die der Männer. Unverheiratete Frauen oder Witwen wurden im Arbeitsprozess geduldet, weil man ihnen zubilligte, nur dadurch ihren Lebensunterhalt zu sichern. Allerdings wurden sie meist als »bedauernswerte Geschöpfe« betrachtet, während die Familie bestehend aus Ehemann, Ehefrau und zwei Kindern zur Norm avancierte. Viele Frauen hatten, weil zahlreiche junge Männer im Krieg gefallen waren, keine Aussicht auf eine Ehe.

Oft gab es Schwierigkeiten mit den Männern, die aus Krieg und Gefangenschaft zurückkehrten. Sie waren häufig krank, gedemütigt und desillusioniert und konnten es oft nicht ertragen, dass die sanfte Frau, die sie verlassen hatten, mit den Jahren zu einer tüchtigen Leiterin der Familie geworden war, die sich nichts mehr vom Mann befehlen ließ. Der väterliche Führungsanspruch wurde von Kindern, die nur mit der Mutter aufgewachsen waren, nicht mehr akzeptiert. Vielfach waren Ehescheidungen die Folge<sup>6</sup>.

4 Zum Folgenden vgl. bes. Ute FREVERT, *Frauengeschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*, Frankfurt a.M. 1986, 244–287. – Margarete DÖRR, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat...« *Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und den Jahren danach*, Frankfurt a.M. 1998, 3, 13–190. – *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany 1949–1968*, hg. v. Hanna SCHISSLER, Princeton 2001, 359–375.

5 Doris SCHUBERT, *Frauen in der deutschen Nachkriegszeit*, Bd. 1: *Frauenarbeit 1945–1949. Quellen und Materialien*, hg. v. Annette KUHN (*Geschichtsdidaktik: Studien, Materialien* 21), Düsseldorf 1984, 14ff.

6 Vgl. Walter von HOLLANDER, *Wie überwinden wir die Ehekrise?*, in: *Welt der Frau* 4/1946, zitiert in: Anna FREIER/Annette KUHN/Doris SCHUBERT, *Frauen suchen nach neuen Formen der Selbstverwirklichung und des menschlichen Zusammenlebens. Überlegungen zur Kontinuität von Ehe und Familie nach 1945*, in: *Frauen in der Geschichte III. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Beiträge zur Geschichte der Weiblichkeit vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart mit geeigneten Materialien für den Unterricht*, hg. v. Annette KUHN u. Jörn RÜSEN (*Geschichts-*

»Emanzipation« war in den fünfziger Jahren vielfach ein negativ besetzter Begriff. Frauen *und* Männer betonten das Frausein von Frauen. Die Frauenbewegung hatte sich zwar nach dem Krieg wieder reorganisiert und betätigte sich über den Ring deutscher Frauenvereine auch politisch. Doch sie vertrat Fraueninteressen nicht offensiv. Der Rückzug ins Private war vorherrschend<sup>7</sup>.

Ein wichtiger Schritt zur Emanzipation von Frauen war Art. 3 des Grundgesetzes »Männer und Frauen sind gleichberechtigt.« Dies war vor allem der SPD-Abgeordneten Elisabeth Selbert zu verdanken, die Gewerkschafterinnen und Frauenorganisationen mobilisierte, um in der Öffentlichkeit Druck auf die Abgeordneten des Parlamentarischen Rates auszuüben, die zunächst mehrheitlich nichts von Gleichberechtigung wissen wollten. Es dauerte noch Jahre bis z.B. Extra-Frauenlohngruppen abgeschafft wurden. Dennoch wurden während der fünfziger Jahre immer mehr Frauen erwerbstätig. Die Koreakrise kurbelte 1950 die Nachfrage nach Gütern insbesondere aus der Schwerindustrie an und wirkte als Arbeitsbeschaffungsprogramm<sup>8</sup>. Der wirtschaftliche Aufschwung Mitte der 1950er Jahre nahm unaufhörlich zu<sup>9</sup>. Die Wirtschaft brauchte nun auch die verheirateten Frauen und Mütter als Arbeitskräfte. Ein höherer Lebensstandard in den Familien konnte oft nur durch einen zusätzlichen Verdienst der Frauen erreicht werden<sup>10</sup>.

Die Stimmen, die vehement die Erwerbstätigkeit von Müttern abgelehnt hatten, mit dem Argument, die Kinder bräuchten sie ganz, wurden zunehmend leiser. Als Grund für eine Erwerbstätigkeit konnten Mütter auch Freude am Beruf angeben, während früher allein materielle Not als legitim gegolten hatte. Die Erwerbstätigkeit vor der Ehe wurde nun zum gesellschaftlich anerkannten Regelfall. Frauen arbeiteten jedoch weiterhin oft nur in un- oder angelernten Tätigkeiten. Erst nach und nach verbesserte sich der Stand der Ausbildung.

Erst 1958 wurde das Recht verheirateter Frauen auf Erwerbstätigkeit gesetzlich festgeschrieben<sup>11</sup>. Außerdem wurde die Zugewinnngemeinschaft als normaler Güterstand für die Ehe festgelegt und Frauen bekamen das Recht, ihr Vermögen selbst zu verwalten. Bis dahin galt das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900, das dem Ehemann Verwaltung und Nutznießung des Vermögens der Frau eingeräumt hatte. Um das Letztentscheidungsrecht des Vaters in Erziehungsfragen gab es im Bundestag erregte Diskussionen. Die Mehrheit konnte sich hier nicht zu einer Änderung im Sinne der grundgesetzlich garantierten Gleichberechtigung durchringen. Dies besorgte erst ein Spruch des Verfassungsgerichts im Jahre 1959. Das Leitbild der »Hausfrauenehe« blieb bestehen.

didaktik: Studien, Materialien 13), Düsseldorf 1983, 233–270.

7 Vgl. Renate WIGGERSHAUS, Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in der Demokratischen Republik nach 1945, Wuppertal 1979.

8 Zum Folgenden vgl. Werner ABELSHAUSER, Die langen fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949–1966, hg. v. Armin REESE u. Uwe UFFELMANN (Historisches Seminar 5), Düsseldorf 1987, 30f.

9 Ebd., 59.

10 Die Wohnungen sollten besser ausgestattet werden. 1954 eroberte sich das Fernsehen immer weitere Schichten der Bevölkerung. Die Gesellschaft wurde mobiler und Urlaub wurde mehr und mehr zum Statussymbol, vgl. Arnold SYWOTTEK, Konsum, Mobilität, Freizeit. Tendenzen gesellschaftlichen Wandels, in: Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte, hg. v. Martin BROZAT (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 61), München 1990, 95–111.

11 Vgl. Sabine BERGHahn, Frauen, Recht und langer Atem – Bilanz nach über 40 Jahren Gleichstellungsgebot in Deutschland, in: Gisela HELWIG u. Hildegard Maria NICKEL, Frauen in Deutschland 1945–1992, Berlin 1993, 71–138.

Die Unionsregierungen förderten die klassische bürgerliche Familie als kleinste gesellschaftliche Einheit. Seit 1953 gibt es ein Bundesfamilienministerium. Kindergeld wird seit 1954 bezahlt. Es war allerdings auch nach verschiedenen Anhebungen nie so hoch, dass es die Kosten für den Lebensunterhalt eines Kindes gedeckt hätte. Es bewirkte deshalb auch nicht, Mütter auf Dauer von einer Erwerbstätigkeit abzuhalten.

Die für die Gesellschaft der fünfziger Jahre typische Vorliebe für traditionelle Werte ist auch vor dem Hintergrund des Kalten Krieges zu betrachten. Der gesamte Westen fühlte sich und seine Werte durch den Kommunismus in geradezu apokalyptischer Weise bedroht.

Ende der fünfziger Jahre zeigten sich viele Aufbrüche und Reformansätze. Es wurde klar, dass Reformen und Veränderungen auf verschiedensten Feldern nicht zu umgehen waren, wenn es teilweise auch bis zum Ende der sechziger Jahre dauerte, bis die Anliegen deutlich artikuliert und aufgegriffen wurden.

Die politischen Parteien wendeten sich in dieser Zeit vom Blockdenken ab. Vor allem die SPD wurde seit dem Godesberger Programm 1959 auch für bürgerliche Kreise wählbar und auch in der CDU zeigte sich ein Verjüngungsschub<sup>12</sup>.

Kultur und Bildung mitsamt ihren zugrundeliegenden Werten standen vor einem Umbruch. Denkerische Grundlagen des Rechts wie auch das der katholischen Soziallehre entstammende Naturrechtsdenken wurden brüchig<sup>13</sup>.

Seit den sechziger Jahren wurde es deutlich, dass eine Bildungsreform unumgänglich war<sup>14</sup>. Ein Erfolg war, dass Mädchen in zunehmender Zahl höhere Schulabschlüsse machten, studierten und absolvierten vermehrt Berufsausbildungen. Die Erwerbstätigkeit von Frauen stieg weiter an, so dass »Nurhausfrauen« zunehmend sogar in Erklärungszwang gerieten.

In Ehe und Familie setzte man auf Partnerschaftlichkeit, ohne dass sich de facto viel an der Zuständigkeit von Frauen für Kindererziehung und Haushalt änderte, auch wenn sie berufstätig waren.

Sexualität war nun auch für Frauen nicht mehr automatisch mit Fruchtbarkeit gekoppelt. Sexuelle Freizügigkeit wurde propagiert und heftig bekämpft. Aufgrund des so genannten »Pillenkicks« sanken die Geburtenraten ab 1966 gravierend.

Ende der sechziger Jahre wurden Generationenkonflikte auf vielen Ebenen ausgetragen. Dabei stellte die Studentenbewegung sich an die Spitze. Sie forderte Reformen im Bereich der Bildung, der Politik aber auch der Kultur und der Moral. In dieser Zeit entstand die »Neue Frauenbewegung«. Sie setzte auf Gleichberechtigung der Frauen nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch im alltäglichen Leben. Unter dem Schlagwort »Das Private ist politisch« lehnte sie alte Rollenverteilungen radikal ab.

12 Hermann RUDOLPH, Mehr als Stagnation und Revolte. Zur politischen Kultur der sechziger Jahre, in: Zäsuren nach 1945 (wie Anm. 10), 141–151, 145f.

13 Dieter SIMON, Zäsuren im Rechtsdenken, in: Zäsuren nach 1945 (wie Anm. 10), 53–167, 159.

14 Helmut BECKER, Bildung und Bildungspolitik. Über den Sickereffekt von Reformen, in: Zäsuren nach 1945 (wie Anm. 10), 6–68, 65.

### 3. Nur 3 Ks? Der Beitrag katholischer Frauenorganisationen für das Selbstverständnis und die Rolle katholischer Frauen in Kirche und Gesellschaft

Katholische Frauen lebten in der Gesellschaft. Sie prägten sie auch. Dazu leisteten die Frauenorganisationen einen Beitrag. Im Folgenden sollen Fragen geklärt werden wie: Welche Rollen wurden von offizieller katholischer Seite (bzw. von Seiten der Organisationen) den Frauen in Kirche und Gesellschaft zugeschrieben? Deckten sie sich mit den eigenen Erfahrungen und Erwartungen der Frauen? In diesem Zusammenhang ist das Frauenbild näher zu beleuchten.

Inwiefern katholische Frauenorganisationen zur gesellschaftsprägenden Kraft des Katholizismus beitragen, soll mit Hilfe der Ergebnisse und Thesen, die Hürten<sup>15</sup> und Gabriel<sup>16</sup> aus historischer und soziologischer Perspektive im Hinblick auf andere Fragestellungen und Themen herausgearbeitet haben, für die Diözese Rottenburg-Stuttgart überprüft werden.

Heinz Hürten sieht in der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils eine Umbruchzeit, in der die gesellschaftlich organisierte Wirksamkeit der Katholiken nachgelassen habe. Die Veränderungen, die das Konzil für das kirchliche Leben, die Amtskirche und die einzelnen Gläubigen brachte, samt ihren Ursachen und Bedingungen müsse man mit sozialgeschichtlichen Fragestellungen nachzeichnen. Dazu sei es notwendig, sich mehr als bisher an die kirchliche »Basis« zu wenden. Meine Untersuchung setzt hier an und versucht, über die katholischen Frauen-Organisationen als Vermittlungsinstanzen die Situation der Einstellung der Katholikinnen an der »Basis« mit in den Blick zu bekommen. Aufbrüche und Veränderungen an der »Basis« zeichnen sich schon 1945 ab. Deshalb beginnt meine Untersuchung mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und nicht erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das für einen innerkirchlichen Modernisierungsschub steht.

Für die Verbände sieht Hürten nach 1945 einen »Verkirchlichungsprozess« und zwar in doppelter Hinsicht: Einerseits wurde die Laientätigkeit in die kirchenamtliche Struktur eingebunden, abhängig von offiziellen kirchlichen Vorgaben und weitgehend auf innerkirchliche Aufgaben gerichtet. Andererseits ersetzten seiner Meinung nach bischöfliche Weisungen und Institutionen sowie kirchliche Finanzen die freie Initiative katholischer Laien und Laiinnen. Deshalb komme den katholischen Organisationen im Blick auf die gesamte Gesellschaft seit der Nachkriegszeit immer weniger Gewicht zu.

Nach Hürten begleitet ein säkularer Wandlungsprozess den Verkirchlichungsprozess<sup>17</sup>. Diesem bin ich im Zusammenhang der Frage nach der Stellung katholischer Frauen in der Gesellschaft nachgegangen.

Der Soziologe Karl Gabriel fragt nach den Ursachen dieser Umbrüche. Er sieht Ansätze für die »Modernität« bereits in den fünfziger Jahren. Aber er zeigt auch Verweige-

<sup>15</sup> Heinz HÜRTEIN, Zukunftsperspektiven kirchlicher Zeitgeschichtsforschung, in: Der deutsche Katholizismus in der zeitgeschichtlichen Forschung, hg. v. Ulrich von HEHL u. Konrad REPGEN, Mainz 1988, 97–106, bes. 101, 103, 105.

<sup>16</sup> Karl GABRIEL, Die Katholiken in den fünfziger Jahren: Restauration, Modernisierung und beginnende Auflösung eines konfessionellen Milieus, in: Ende des Katholizismus oder Gestaltwandel der Kirche? hg. v. Johannes HORSTMANN (Akademie-Vorträge 43. Veröffentlichungen der Katholischen Akademie Schwerte), Schwerte 1993, 37–57. – Karl GABRIEL, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne (Quaestiones disputatae 141), Freiburg u.a. 1992.

<sup>17</sup> HÜRTEIN, Zukunftsperspektiven (wie Anm. 15), 103f.

rung von Modernität auf. Für ihn sind die fünfziger Jahre eine »Sattelzeit«, in welcher der Katholizismus noch einmal kulturell triumphierte, bevor er sich dann als gesellschaftsprägende Macht aufzulösen begann.

So stellt sich für die katholischen Frauenorganisationen die Frage: Waren sie »Sachwalterinnen des Vormodernen« oder verhalfen sie Frauen zu mehr Mündigkeit? Oder anders gefragt: dienten sie dazu ein katholisches Milieu auszubauen, bzw. seine Erosion aufzuhalten, oder ging es ihnen in erster Linie um Fraueninteressen?<sup>18</sup>

### 1. Das Frauenbild der Organisationen

Hinter allen Aktivitäten und Äußerungen der Organisationen stand ein Idealbild der »christlichen«, der »katholischen« Frau<sup>19</sup>. Dieses Bild bestimmte das Handeln. Teilweise beschrieben sie es selbst, häufig muss es jedoch erschlossen werden.

Dieses Bild der Frau wurde nicht nur von der kirchlichen Tradition gespeist, sondern es flossen auch gesellschaftliche Maßstäbe und Bewertungen ein. Zugleich bestand aber auch die Möglichkeit einer Rückkoppelung: die Organisationen konnten bis zu einem gewissen Grad das Frauenbild ihrer Mitglieder prägen, aber auch Einfluss nehmen auf das allgemeine Idealbild von Frauen in Kirche und Gesellschaft.

Zunächst einmal war für die Frauen in den Organisationen klar, dass Frauen »andersartig« und den Männern polar entgegengesetzt seien. Frauen wurde Gefühl und Passivität, Männern Denken und Aktivität zugesprochen. Aus diesen Grundpolaritäten heraus wurden alle möglichen Eigenschaften entweder Männern oder Frauen zugeschrieben, deren Summe das »Wesen der Frau«, beziehungsweise des Mannes charakterisieren sollte. Die Sonderaufgabe der Frau wirke sich in allen Lebensbereichen aus. Männer und Frauen seien »verschiedenartig, aber gleichwertig«.

Unter »Geschlecht« verstanden die Organisationen de facto die soziale Rolle der Frau<sup>20</sup>. Das Bild der Frau war also sozial konstruiert, ohne dass dies bewusst geworden wäre. Mit der Rede von der »Natur der Frau« glaubten sich die Organisationen auf der ontologisch-biologischen Ebene. »Sollen« und »Sein« wurden in einem Zirkelschluss miteinander verbunden<sup>21</sup>.

Als die eigentliche Bestimmung der Frau wurde die zur »Ehefrau und Mutter« gesehen, also das erste K wie »Kinder«. In der Ehe galt die Frau zwar als gleichwertig mit

18 Zur Diskussion ob es ein katholisches Milieu im Schwäbischen überhaupt gegeben hat vgl. Dominik BURKARD, Volksmissionen und Jugendbünde. Eine kritische Analyse und die Diskussion um ein katholisches Milieu in der Diözese Rottenburg, in: Das katholische Sonntagsblatt 1850–2000. Württembergischer Katholizismus im Spiegel der Bistumspresse, hg. v. Hubert WOLF u. Jörg SEILER, Ostfildern 2001, 109–189. Er wirft der Milieuforschung vor, sie untersuche nur streng ultramontanen Katholizismus. Der Katholizismus in Württemberg war jedoch gut in den Staat eingebettet (110f.).

19 Einzelbelege zum Folgenden s. ALTHERR, Sachwalterinnen (wie Anm. 2).

20 Die englische Sprache kennt für »Geschlecht« zwei verschiedene Worte, nämlich »gender« und »sex«. Daran anknüpfend hat die feministische Wissenschaft folgende Unterscheidung herausgestellt: »sex« bezeichnet das biologische Geschlecht. »gender« hingegen meint das soziale, beziehungsweise sozial konstruierte Geschlecht: zur Sex-Gender-Konzeption vgl. u.a. Judith BUTLER, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M. 1991 (Originalausgabe: Gender Trouble, 1990). – Agnes DIETZEN, Soziales Geschlecht. Soziale, kulturelle und symbolische Dimensionen des Gender-Konzepts, Opladen 1993.

21 Frauen bekommen Kinder, deshalb müssen sie mütterlich sein. Aus dieser Mütterlichkeit wurden dann alle weiteren »natürlichen« weiblichen Eigenschaften erschlossen.

dem Mann. In ihrer Rolle als Mutter musste sie sich jedoch der Autorität des Vaters unterordnen. Da in der katholischen Soziallehre die hierarchische Verfassung der Familie als naturrechtlich gegeben und gottgewollt galt, sperrten sich die Organisationen gegen alle rechtlichen Veränderungen, die diese Verfassung tangierten. Das Idealbild der hierarchischen Familie prägten sie jungen Frauen in der Ehevorbereitung ein. Als sich im Zuge des bereits beschriebenen gesellschaftlichen Wandels Ende der 1950er Jahre in der Gesellschaft Tendenzen zu einer partnerschaftlicheren Gestaltung der Paarbeziehung durchsetzen konnten, hielten sie noch an der hierarchisch gegliederten Familie fest. Die Frau war – so die metaphorische Ausdrucksweise – als »Herz« zuständig für das Beziehungsgefüge und die Arbeit im Inneren und der Mann als »Kopf« für wichtige Entscheidungen und die Vertretung nach außen. Ab den sechziger Jahren verstummten nach und nach die naturrechtlichen Begründungen, ohne dass positive Aussagen an deren Stelle traten.

Weil sie die natürliche Bestimmung der Frau zur Mutterschaft aufrecht erhielten, lehnten sie auch Empfängnisverhütung ab und wehrten sich vehement gegen die vorneweg beschriebenen Tendenzen innerhalb der Gesellschaft, die weibliche Sexualität von der Fruchtbarkeit zu lösen. Nur einzelne Frauen aus den Organisationen zogen sie Mitte der sechziger Jahre als Möglichkeit zur Geburtenkontrolle in Erwägung. Diese Diskussion hörte allerdings mit Erscheinen der Enzyklika »Humanae Vitae« 1968 wieder auf. Abtreibung, aber auch Scheidung verurteilten die Organisationen vehement und versuchten, sich allen Veränderungen der staatlichen Gesetzgebung zu widersetzen.

Nach und nach legten sie auf die gegenseitige Partnerschaft der Eheleute mehr Gewicht als auf die »Erzeugung von Nachkommenschaft«. Sexualität wurde dennoch weiterhin, wenn überhaupt, fast nur unter dem der klassischen Ehe zwecklehre entstammenden Aspekt der Fortpflanzung angesprochen.

Die Vorstellungen von der Frau als Mutter zielten immer nur auf das Wohl der Kinder, nie auf das der Frau selbst. Sie sollte ihre Erfüllung darin finden, sich ganz für die Familie »aufzuopfern«. Über die Familie, so wurde argumentiert, hätte sie die Möglichkeit, aber auch die Pflicht, im Sinne der Kirche Einfluss auf die Gesellschaft zu nehmen. Auf diese Weise sollte wenigstens symbolisch gesellschaftliche Ohnmacht kompensiert werden.

Bald aber erkannten auch die Organisationen, dass es für die Familien nicht hilfreich war, wenn die Mütter sich nur aufopferten und kein Interesse für die Welt außerhalb der Familie zeigten. Die Anforderungen an die Erziehung von Kindern wurden immer komplexer. Die Rede vom »Beruf der Mutter« sollte dem Rechnung tragen und die Arbeit der Mütter aufwerten. Damit konnten diese mit Verweis darauf, dass sie bereits einen »Beruf« ausübten, von einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit abgehalten werden.

Zum Bild der Frau gehörte auch ihre Zuständigkeit für karitative Hilfe. Diese galt sozusagen als Ausfluss der Mütterlichkeit. Diese Hilfe sollte die Hilfsbedürftigen in den Stand versetzen, ihre Rolle wieder zu erfüllen, oder die Helferin tat als zeitweiliger Ersatz das, was die Hilfsbedürftige sonst leistete. Dabei wurden traditionelle weibliche Lebensentwürfe gestützt. Besonders Müttern wurde geholfen, z.B. durch Müttererholung, ihre zugewiesenen Aufgaben in der Familie wieder zu erfüllen. Junge Mädchen sollten davor bewahrt werden, in einen unmoralischen Lebenswandel abzugleiten. Deshalb nahm sich der Mädchenschutzverband um Mädchen am Bahnhof und um Hausangestellte an, die neu in eine Stadt gezogen waren. Jungen Berufstätigen boten sie Quartier in Wohnheimen.

Lediglich der Rettungsverein vom Guten Hirten widmete sich der Arbeit mit Frauen aus sozialen Randgruppen: Frauen mit unehelichen Kindern oder straffällig gewordene Frauen. Der Wille, einzelnen zu helfen, rangierte vor struktureller Hilfe. Hilfe zur

Selbsthilfe wurde erst in den sechziger Jahren Thema. Solange ehrenamtliche Helferinnen zu bekommen waren, setzten die Organisationen mehrheitlich auf diese. Erst als seit Ende der fünfziger Jahre immer mehr Frauen berufstätig wurden und weniger Ehrenamtliche gefunden werden konnten, wurden notgedrungen mehr bezahlte Kräfte eingestellt. Weil auch die Anforderungen stiegen, ersetzten immer mehr hauptamtliche die ehrenamtlichen Kräfte, wobei aber nie genügend Geld vorhanden war, im nötigen Umfang hauptamtliche Mitarbeiterinnen einzustellen. Anerkennung erhielten die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen selten. Hier griff die Vorstellung, dass es quasi selbstverständlich zum Wesen der Frau gehört, sich für andere einzusetzen und dass dies deshalb nicht besonders hervorgehoben zu werden brauchte. Auch genügend finanzielle Zuschüsse für die Arbeit blieben meist aus. Dieser Befund ist letztlich so zu deuten, dass die Frauen, die bezahlt oder unbezahlt im sozialen Bereich arbeiteten, ausgebeutet wurden. Auf der anderen Seite konnten sie aus ihrer Tätigkeit neue (beruflich verwertbare) Kenntnisse und Selbstbewusstsein gewinnen, da karitative Tätigkeit zwischen privater Arbeit in der Familie und öffentlicher im Beruf angesiedelt ist. Damit konnte Frauen der Weg eröffnet werden, aus der reinen Privatsphäre der Familie herauszutreten.

Die Organisationen verstanden Hausarbeit, mithin das zweite K wie »Küche« als quasi natürliche Aufgabe der Frau. Mit dem »Ja« bei der Eheschließung ging sie diese Verpflichtung mit ein. Hauswirtschaftliche Bildung spielte deshalb in allen Bildungsmaßnahmen der Organisationen eine große Rolle. Auch hier wurden die Standards immer höher angesetzt, setzte eine zunehmende Professionalisierung ein. Es war viel die Rede von der Macht der Hausfrau als Verbraucherin, die sie konsequent nutzen sollte. Wenn das Ideal der Frau ganz von der Mutterschaft her gedacht war und deshalb »Hausfrau« als ihr einzig möglicher Beruf galt, passte Erwerbstätigkeit nicht zum »Wesen der Frau«. Andererseits war besonders in den ersten Nachkriegsjahren Erwerbstätigkeit zum (Über-)Leben vieler Frauen und ihrer Angehörigen nötig. Die Organisationen befürworteten die Berufstätigkeit unverheirateter Frauen und Witwen und suchten verheiratete Mütter von außerhäuslicher Erwerbstätigkeit abzuhalten, indem sie an deren »Opferbereitschaft« appellierten und Hilfen für Familien forderten. Berufstätigkeit schien aus Sicht der Organisationen für Frauen damit grundsätzlich nur eine aus der Not geborene Sache zu sein, aus der die Betroffenen das Beste machen sollten. Deshalb bereiteten sie ihre jüngeren Mitglieder auf die Ehe und auf eine Berufstätigkeit vor, um sie für beide Möglichkeiten zu wappnen. Hatte die Frau jedoch »das Glück« geheiratet zu werden, wurde selbstverständlich von ihr erwartet, dass sie aus dem Beruf ausschied.

Die Organisationen erkannten prinzipiell an, dass Frauen alle Berufe ausüben könnten, allerdings unter der Maßgabe, dies auf »frauliche Art« und als »geistige Mütterlichkeit« zu tun. Dies bedeutete Hingabe und Einsatz für andere Menschen. Konkret wurde darunter meist verstanden, für ein gutes Klima am Arbeitsplatz zu sorgen. Die Verbände förderten vor allem solche Berufe, die aus ihrer Sicht dem »Wesen der Frau« am nächsten standen, also pflegerische, erzieherische oder haus- und landwirtschaftliche Berufe. »Hausfrau« und »Landfrau« werteten sie als »Berufe« auf, ohne aber die damit verbundenen Rechte, wie zum Beispiel Entlohnung, zu fordern. Allerdings konnte sie auf der anderen Seite mit dem Verweis auf den »Beruf« der Hausfrau oder der »Landfrau« und mittels einer besseren Ausbildung das Selbstbewusstsein der entsprechenden Frauen gegenüber Berufstätigen anderer Sparten heben. Haus- und landwirtschaftliche Berufe wurden zum einen gefördert, weil hier Arbeitskräfte gebraucht wurden aber auch um die Landflucht junger Frauen mit den befürchteten Folgen einer Abkehr von der Religion zu verhindern. Bezahlte Kräfte waren nötig geworden, weil

die entsprechenden Aufgaben in Haus oder Hof nicht mehr alle von Familienmitgliedern wahrgenommen werden konnten. Dabei stand immer im Zentrum, was Familien oder hilfsbedürftige Menschen brauchten. Die Bedürfnisse der Frauen selbst zählten wenig.

Von Frauen wurde erwartet, dass sie jeder Tätigkeit einen Sinn geben konnten. Alle Arbeit sollte als »Berufung« verstanden und ausgeübt werden, als Dienst für Gott und die Kirche, zum Wohl für die Mitmenschen. Mit dem Bild der Frau als Gefährtin des Mannes wurden die zuarbeitenden Assistentinnenberufe aufgewertet. Verwirklichung eigener Interessen und Fähigkeiten hatten hier zunächst einmal keinen Platz. »Selbstentäußerung« galt als »Selbstverwirklichung«. Nur in diesem Zusammenhang wurde der Begriff positiv verstanden. Forderungen nach mehr Rechten oder nach besserer Entlohnung fehlen weitgehend.

Da der Beruf für Frauen Berufung und Dienst sein sollte, also die ganze Hingabe verlangte, konnten nur unverheiratete Frauen ihn ausüben. Er stellte damit eine Art Ersatz für die Familie dar. Verheiratete Frauen sollten unter nahezu keinen Umständen erwerbstätig sein, weil sie ganz für die Familie da sein mussten. Deshalb unternahmen die Organisationen auch kaum Anstrengungen, Frauen zu helfen, Beruf und Familie zu verbinden.

Bei den eigenen Mitarbeiterinnen in den Verbänden wurde das Ideal der berufstätigen Frau deutlich. Fast alle waren unverheiratet und setzten sich trotz geringer Bezahlung weit über die normale Arbeitszeit und -kraft hinaus mit viel Idealismus für die Organisation ein. Sie konnten meist ihre Arbeit selbst gestalten und hier ihre Fähigkeiten entfalten. Problematisch wurde es dann, wenn sie es faktisch auf Kosten ihrer eigenen Gesundheit und der anderer Frauen taten. Von ihren untergeordneten Mitarbeiterinnen erwarteten sie oft den gleichen selbstausbeuterischen Einsatz.

Berufstätigkeit machte die Frauen faktisch selbständiger und unabhängiger. Viele kirchliche Kreise, teilweise auch die Verbände hatten Sorge, dass berufstätige Frauen in dieser ungewohnten Unabhängigkeit moralisch gefährdet seien und ihre Weiblichkeit verlieren könnten. Dem setzten die Organisationen entgegen, dass alle Berufe auf weibliche Art ausgeübt werden könnten und dass gerade dies zum Wohl der Allgemeinheit sei. Im Beruf sahen viele Frauen Chancen, eigene Fähigkeiten zu entwickeln und einzusetzen. Es war durchaus ein Bewusstsein dafür vorhanden, dass Frauen, auch wenn sie »andersartig« waren, im Beruf ein Recht auf gleichwertige, gerechte Behandlung haben. Sie verlangten gleiche Rechte wie männliche Berufstätige, insbesondere gleiche Aufstiegsmöglichkeiten. Gerade bei den Lehrerinnen war dies ein wichtiges Thema. Sie setzten dem Verständnis von Beruf als Dienst gegenüber, dass die Erwerbstätige auch Rechte habe und sich nicht ausbeuten lassen müsse. Ganzhingabe, so ihre Auffassung, schade nur.

Berufstätigkeit als Möglichkeit der eigenen Absicherung wurde immer selbstverständlicher, Ausbildung immer wichtiger. Auch bei Haus- und Landfrauen. Können, Kompetenz und Selbstbewusstsein gehörten immer stärker zum Frauenbild der Organisationen. Ab den sechziger Jahren forderten sie stärker männliche Eigenschaften wie Disziplin, Planung, Genauigkeit, zielgerichtetes Arbeiten. Zwar wurde Erwerbstätigkeit von Müttern bis Ende der sechziger Jahre teilweise vehement bekämpft, doch es gab bereits in den fünfziger Jahren Stimmen, die insbesondere bei Frauen in akademischen Berufen auch während der Ehe eine Berufsausübung positiv werteten. Durch die Berufstätigkeit werde die Frau als wirkliche Partnerin des Mannes gesehen. Erwerbstätigkeit aus Freude am Beruf und nicht nur aus purer Not wurde akzeptiert. Dass Frauen Erfüllung und Freude in Führungspositionen finden konnten, wurde allerdings erst in den siebziger Jahren offen zugegeben.

Kirche und Organisationen waren der Ansicht, dass sich die »Andersartigkeit« der Frau bis in ihre *Religiosität* auswirke. Damit sind wir beim dritten K wie »Kirche«, ohne dass ich Religiosität vorschnell mit Kirchlichkeit in einen Topf werfen will.

Weil die Frau passiver sei als der Mann, sei sie auch religiöser. Daraus wurde gefolgert, dass Frauen stärker als Männer für die Ausübung des religiösen Lebens zuständig seien, aber auch dass »religiöse Lauheit« bei einer Frau schlimmer sei als bei einem Mann. Mit Gertrud von LeFort sah man die Frau als »Jungfrau, Mutter oder Braut«.

Frauen sollten dem christlichen Glauben wieder vermehrt Geltung verschaffen, indem sie sich gegen die Säkularisation stemmten. Deswegen wurden sie geschult, ihren Glauben zu verteidigen. Dies sollte zunächst in der Familie oder bei Unverheirateten am Arbeitsplatz geschehen. Dabei wurde nicht kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben intendiert, sondern die Frauen sollten lernen, für Gespräche mit Zweiflern und Un- oder Andersgläubigen gewappnet zu sein, also die so genannte »Diasporareife« zu erwerben. In der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft waren die Mitglieder der Organisationen gezwungen, sich nur noch mit religiösen Themen zu befassen. Das werteten sie im nachhinein positiv. Auch aus der Not dieser Zeit heraus geboren war, dass Frauen die Kinder auf die Sakramente vorbereiteten. Daraus entwickelte sich der Beruf der Laienkatechetin als eigenständiger Frauenberuf. In den ersten Nachkriegsjahren bestand bei den Frauen ein starkes Interesse an religiösen Fragen und religiösen Vollzügen. Ab Mitte der fünfziger Jahre ließ es wieder nach.

Die Erfahrungen der modernen Welt positiv in die Religiosität einzubeziehen, wurde seit Beginn der sechziger Jahre von den Frauen versucht, während »Welt« in den vierziger und fünfziger Jahren als feindlicher Ort der Bewährung des Glaubens galt. Die Frauenorganisationen versuchten traditionelle Formen in der Kirche zu bewahren und geistig zu durchdringen, nicht Kritik an ihnen zu üben. Auch damit entsprachen sie dem traditionellen Frauenbild, das Frauen mehr das Bewahrende, denn das Schöpferische zuschreibt. Gegenüber Priestern waren Frauen zwar selbstbewusster geworden, ordneten sich aber überwiegend unter und zeigten große Scheu, für sich den Zugang zu Ämtern, namentlich zum Priesteramt, in der Kirche zu fordern. Die Haltung zum Diakonats war allerdings differenzierter, lag es doch als Amt des karitativen Dienens näher beim »Wesen der Frau«.

Formen des religiösen Vollzuges, die Frauen empfohlen wurden, waren inhaltlich nicht eigens auf die Erfahrungen der Frauen abgestimmt und stellten keine eigenständigen weiblichen Ausdrucksweisen des Religiösen dar. Gebet war in einigen Organisationen teilweise dadurch normiert, dass bestimmte Gebete vorgegeben waren. Diese bestärkten oft traditionelle Frauentugenden wie Selbstlosigkeit und Demut. Andere ließen Freiraum für die Entfaltung eigener Anliegen der Frauen. Gebet galt meist als letzte Waffe gegen das Eindringen des technischen Zeitalters. Bei KDFB und VkdL wurden vor allem ältere Mitglieder, die sich nicht mehr anders betätigen konnten, auf das Gebet verwiesen. Hilfen zum eigenen Gebet fehlen fast völlig, obwohl Gebetsnot konstatiert wurde. Neue Formen, wie Meditation finden sich ab Anfang der siebziger Jahre bei den Jugendorganisationen.

Mehr Katholikinnen als Katholiken besuchten den Gottesdienst und zeigten damit die größere Religiosität von Frauen, wenn man sie nach der kirchlichen Praxis bemisst. Gleichzeitig suchten viele Frauen nicht nur passiv das Messopfer mitzufeiern, sondern in seinen Sinngehalt und seine Geschichte einzudringen, um es sich anzueignen. Sie machten zur Konzilszeit die Liturgiereform stärker zu ihrer Sache als die Männer.

Heiligenverehrung, obschon auch sie traditionell eine weibliche Domäne war, wurde zunehmend weniger mitvollzogen. Die Marienverehrung wurde dagegen mehr gepflegt. Maria als Helferin der Frauen wurde meist ganz im Rahmen des herrschenden Frauen-

bildes verehrt als Mutter, als Hausfrau, als sich Aufopfernde. Es ging um ein Einschwingen in die positiv verstandene Passivität Mariens, nicht um die Verehrung und um das Vorbild Mariens als starke Frau. Während bei den übrigen Organisationen die Marienverehrung seit den sechziger Jahren nachließ, spielt sie für die Schönstatt-Frauen die zentrale Rolle. Viele Frauen fanden ab Mitte der fünfziger Jahre verstärkt zur Bibel und schöpften eigenständig aus dieser Quelle.

Nachdem nun das Frauenbild der Organisationen inhaltlich beschrieben ist, geht es im Folgenden um seine Verwendung und seine Wirkung. Das Frauenbild der Organisationen basierte grundlegend auf dem traditionellen von der »Andersartigkeit« der Frau. Statt aber damit – wie es meist praktiziert wurde – die Minderwertigkeit von Frauen zu begründen, suchten sie es zu nützen, um Frauen auf verschiedensten Ebenen mehr Einfluss zu verschaffen. Frauen sollten das ihnen eigene Fraulich-Mütterliche in Kirche und Gesellschaft einbringen können. Dies stieß jedoch dort an Grenzen, wo es dazu führte, über den herrschenden natur- und kirchenrechtlichen Rahmen hinauszugreifen. Als sich Ende der fünfziger/Anfang der sechziger Jahre dieser Rahmen verflüchtigte, konnten sie kein klares neues Bild der Frau anbieten. Es oszillierte vielmehr zwischen alter »Andersartigkeit« und neuer »Partnerschaft« zwischen Mann und Frau. Außerdem trat nach dem Konzil das Frauenthema zugunsten des gemeinsamen Laienstatus von Mann und Frau in den Hintergrund. Erst in der feministischen Theologie wurde es wieder aufgegriffen.

Gegen ein naturrechtliches Denken in der Kirche konnten die Organisationen lange nicht argumentieren. Katholische Frauen versuchten nicht nur diesem vorgegebenen Frauenbild zu entsprechen, sondern wollten es innerhalb des vorgegebenen Rahmens auch aktiv mitgestalten. Forderungen nach mehr Mündigkeit von Frauen erhoben die Organisationen mit der Begründung, Frauen zu befähigen, diesem dem Mann entgegengesetzten Bild nachzukommen. Erst Männliches und Weibliches zusammen ergebe ein vollständiges Bild. Gerade Frauen, die in traditionellen Rollen und Lebenssituationen lebten, also vor allem nichtberufstätige Mütter und Frauen auf dem Land, konnten aus der Tätigkeit der Organisationen Anerkennung und Selbstbewusstsein für ihre Art zu leben, beziehen. Sie blieben zwar in ihren traditionellen Rollen, konnten sie aber für sich teilweise anders zu gestalten. Sie nahmen sie nicht passiv hin, sondern suchten sie aktiv anzunehmen und zu gestalten. Dies war dann um so wichtiger, als es immer üblicher wurde, dass Mütter erwerbstätig waren und Nurhausfrauen unter gesellschaftlichem Rechtfertigungsdruck standen. Für Berufstätige bot das Frauenbild, das ganz von der Mutter her gedacht war, mit seinem Ansatz von der geistigen Mütterlichkeit, nur kurze Zeit eine Bestärkung. Es hatte jedoch keinen Raum für das wirklich Eigenständige eines Lebens als Unverheiratete. Weil die Verbände zunächst nur Anklagen und auch später nur wenig Positives für erwerbstätige Mütter anboten, zogen sich diese Frauen aus den Organisationen zurück oder wurden gar nicht erst Mitglied.

Führende Frauen in den Organisationen lebten selbst das traditionelle Frauenbild nur teilweise. Insoweit es zu diesem Bild gehörte, dass sie als Unverheiratete sich im Beruf für andere zum Teil bis an die Grenzen der Belastbarkeit verausgabten, dass sie den katholischen Glauben und die kirchlichen Moralvorstellungen vertraten, wurden sie ihm gerecht. Andererseits waren es starke, kluge, und manchmal auch resolute Frauen, die damit auch so genannte männliche Tugenden lebten.

Durch die Tätigkeiten der katholischen Frauenorganisationen konnte der Rahmen des traditionellen Frauenbildes geweitet werden. Für Frauen, die an diesem Rahmen festhielten, bedeutete dies mehr Mündigkeit. Allein schon, dass sie durch die Verbände die Möglichkeit hatten, sich mit anderen Frauen außerhalb ihrer Familie zu treffen, trug zu mehr Mündigkeit dieser Frauen bei. Wenn sie sich mit religiösen oder politischen

Themen beschäftigten und sich neue Fertigkeiten aneigneten, waren dies Schritte gegen Passivität und Minderwertigkeit von Frauen. Dies bewirkte letztlich, dass der Rahmen des traditionellen Frauenbildes nicht starr bleiben konnte. So macht es durchaus Sinn, auch in Zusammenhang mit der Tätigkeit katholischer Frauenorganisationen mit Karl Gabriel von einer »strukturellen Modernisierung« zu sprechen, die bis zu einem gewissen Grad eine kulturelle nach sich zog. Allerdings war die Tätigkeit der Organisationen mit ihrem langen Festhalten am Rahmen des naturrechtlich begründeten traditionellen Frauenbildes eher hinderlich für diejenigen Frauen, die ihn aufgrund anderer Erfahrungen und Einsichten schon früher verlassen wollten.

Gabriels Rede von den fünfziger Jahren als »Sattelzeit«, in der Kirche und Katholizismus noch einmal eine Hochzeit erlebten, aber gleichzeitig schon Risse im festgefühten Milieu spürbar wurden, lässt sich in Bezug auf die katholischen Frauenorganisationen der Diözese Rottenburg zeitlich so nicht ganz bestätigen. Denn die Beibehaltung eines festen Frauen- und Kirchenbildes zieht sich noch bis in die sechziger Jahre hinein. Aber auch die andere Seite, die Infragestellung dieses Frauenbildes aufgrund neuer Erfahrungen, lässt sich schon in den fünfziger Jahren beobachten.

## 2. Die Stellung der Frauen in der Kirche

In der Nachkriegszeit war die Stellung der Frau in der Kirche kirchenrechtlich und faktisch die einer doppelten Unterordnung. Als Laiin war sie den kirchlichen Amtsträgern untergeordnet und als Frau den Männern<sup>22</sup>. Dies wurde untermauert mit einer Theologie, die sich auf Thomas von Aquin berief. Unhinterfragt wurde damit auch dessen Frauenbild aus dem 13. Jahrhundert übernommen. Damit war eine Minderbewertung der Frau gegeben, auch wenn sie in der Formel von der »Andersartigkeit aber Gleichwertigkeit« versteckt war.

Die meisten Verantwortlichen in der Kirche erkannten, dass die Frauen durch die Erfahrungen im Krieg selbständiger geworden waren. Viele von ihnen mussten ihr Leben auch fortan ohne Männer meistern. Diese neue Selbständigkeit und das daraus resultierende Selbstbewusstsein führten dazu, dass sie nicht mehr so einfach zu »betreuen« waren, sondern einen wertschätzenden Umgang erwarten konnten, der ihre Fähigkeiten ernstnahm.

Die Amtskirche suchte die neue Selbständigkeit von Frauen in ihrem Sinn zu nutzen, weil sie erkannt hatte, dass das Rad der Geschichte nicht mehr zurückzudrehen war. Die Kirche erwartete von den Organisationen, dass sie die religiösen und sittlichen Grundsätze der Kirche ihren Mitgliedern und der Öffentlichkeit gegenüber offensiv vertraten. Dazu zählten besonders Fragen der Sexualmoral, des Familienrechts und die Verteidigung der Konfessionsschule. Nicht interne kontroverse Auseinandersetzung und Meinungsbildung waren angestrebt. Vielmehr sollten Inhalte gelernt werden sowie Strategien, um andere von der jeweils vorgegebenen katholischen Position zu überzeugen. Die Frauen sollten quasi als Sendbotinnen der Kirche und Hüterinnen der Moral in ihrem Lebensumfeld tätig werden. Dafür erwarteten die Organisationen als Gegenleistung, dass die Kirchenleitung ihnen ihren Bestand garantierte, ihre Tätigkeitsfelder im Bedarfsfall gegen andere, zum Beispiel katholische Männerorganisationen, verteidigte, sowie die Arbeit finanziell und ideell unterstützte. Diese Unterstützung und Anerkennung der Diözesanleitung erhielten die Organisationen vor allem für ihre karitative Tä-

22 Vgl. Richard PUZA, *Katholisches Kirchenrecht*, Heidelberg 1986, 159–162, 178–194, bes. 181.

tigkeit, weniger für ihre Bildungsarbeit. Im Grunde war ihre Arbeit dann anerkannt, wenn sie dem traditionellen Frauenbild gerecht wurden.

Die Diözesanleitung behinderte – anders als im benachbarten Erzbistum Freiburg – die Wiedergründung von Frauenverbänden nicht, suchte sie aber näher an die Kirche zu binden. Die Katholische Aktion, die KatholikInnen statt in Verbänden zu sammeln nach Naturständen erfassen sollte, um sie heranzubilden, sich im Sinne der Kirche öffentlich zu betätigen, wurde nicht konsequent durchgeführt. In Richtung Katholische Aktion wies die Gründung des Sekretariats für Frauenseelsorge. Es sollte im bischöflichen Auftrag Frauenseelsorge und -bildung vor allem für nichtorganisierte Frauen anbieten und koordinieren. Maria-Anne Saupp, die Geschäftsführerin des KDFFB, wurde Leiterin. Durch ihre Person und auch durch die Art der Tätigkeit blieb das Frauensekretariat eng mit dem Frauenbund verzahnt. Dies ist mit eine Ursache dafür, dass es nie gelang, das Frauensekretariat wie ursprünglich von der Diözesanleitung geplant, zur Dachorganisation aller Frauenorganisationen in der Diözese zu machen. Vielmehr konnten sich alle vor 1933 bestehenden Organisationen reorganisieren. Die Jugend wurde zwar nach dem Pfarrprinzip organisiert, aber auch hier entstanden die alten Organisationsstrukturen wieder. Die Frauenverbände legten Wert darauf, katholische und keine kirchlichen Organisationen zu sein, verwahrten sich zuweilen gegen amtskirchliche Eingriffe in ihre Arbeit, verstanden sich andererseits als loyale Vertreterinnen kirchlicher Lehren und auch Interessen nach außen. Strukturell war kirchlicher Einfluss bei einigen Verbänden gegeben durch die Leitungsfunktion eines Präses oder durch einen geistlichen Beirat, der satzungsgemäß nur beratende Funktion hatte, aber de facto die Entscheidungen mitbestimmen konnte.

Zeigten sie zuviel Eigenständigkeit, entstanden Konflikte<sup>23</sup>. Diese wurden jedoch selten ausgetragen. Meistens passten sich die Frauen an und äußerten der Kirchenleitung gegenüber selten abweichende Positionen. Frauen in den Organisationen wagten es letztlich nicht, anders zu handeln »als unser Bischof es will«. Ursprünglich eigenständige Fraueninitiativen, wie die Ausbildungskurse zur Laienkatechetin wurden stufenweise immer mehr in kirchliche Strukturen einbezogen.

Eine Ausnahme bildeten die Schönstattfrauen, die über den Kampf um die Wallfahrtskartei die Auseinandersetzung um den Einfluss Pater Kentenichs auf sein Werk austrugen<sup>24</sup>.

Kirchliche Äußerungen stellten vorrangig die »Ehefrau« und »Mutter« in den Mittelpunkt. Unverheirateten Frauen begegneten Vertreter der Kirche nicht selten mit Geringschätzung oder Mitleid. Es wird deutlich, dass die Kirche kaum Kategorien hatte, über berufstätige Frauen, die nicht in einer Ordensgemeinschaft lebten, positiv zu sprechen. Generell blieb die Forderung an alle Frauen nach Hingabe für andere, sei es für eigene Kinder oder aus religiöser Motivation im Sinne der geistigen Mütterlichkeit für andere Menschen. Das Eigentümliche der Frau, das immer betont wurde, war als Selbstentäußerung gedacht.

Die Frauen in den Organisationen sollten Weltaufgaben für die Kirche wahrnehmen. Das hieß: kirchliche Positionen in die »Welt« einzubringen, nicht aber »Welt« in die Kirche hineinzunehmen. Innerkirchlich war für Frauen keine Mitsprache vorgese-

23 So ließ zum Beispiel Bischof Leiprecht 1950 die schon im Programm ausgedruckten Frauenwettkämpfe beim DJK-Sportfest verbieten. »Verherrlicht Gott in Eurem Leibe«, in: KS vom 24.9.1950. DAR. G. 1.1: C 14.10 (1).

24 Als Pater Kentenich abgesetzt wurde, weigerten sich die meisten Schönstatt-Frauen, ihre Adressen, die in der Wallfahrtskartei verzeichnet waren, an den neuen kirchenamtlich bestellten Wallfahrtsleiter, einen Pallotiner, weiter zu geben (vgl. DAR G.1.2., Nr. 378, Schreiben von 1963).

hen. Die Frauen hatten traditionelle Formen in der Kirche nie öffentlich in Frage gestellt, sondern vielmehr versucht, sie besser zu verstehen, bewusster zu vollziehen und sie damit für sich anzueignen. Während und unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil befassten sich die Organisationen mit der Thematik des Konzils und sahen in der Aufwertung der Laien auch ihre Aufwertung als Frauen. Eine gewisse Aufbruchstimmung war da, dass sich in dieser Hinsicht noch mehr entwickeln könne. Auf der anderen Seite war teilweise ein Ressentiment gegen einen zu schnellen Abschied von religiösen Traditionen zu spüren.

Sie verstanden sich zum größten Teil vor und erst recht nach dem Konzil als Laiinnen an der Seite der Männer, hielten hier nicht an der »Andersartigkeit« der Frau fest. Die Aufwertung der Laien führte allerdings zu einer schärferen Trennung der Rechte von Männern und Frauen in der Kirche und verschärfte im liturgischen Dienst die Diskriminierung der Frauen. Im Vorfeld der Würzburger Synode kämpften Frauen und Männer dafür, dass Unterschiede zwischen Männern und Frauen im Laienstand aufgehoben wurden. In einigen Gemeinden wurde die Mitarbeit der Frauen schon früh begrüßt. Andernorts gab es Probleme zwischen engagierten Frauen und Priestern. Das Ideal der katholischen Frauen war, dass Priester und Frau zusammenarbeiten und sich gegenseitig ergänzen sollten. Ein neues Priesterbild entstand: der Priester als Mitmensch. Kirchliche Berufe für Frauen wie Seelsorgehelferin oder Katechetin waren nicht umstritten, solange sie keine Konkurrenz für den Priester bedeuteten. Deshalb bemühten sich die Vertreterinnen der Frauen im kirchlichen Dienst aufzuzeigen, dass ihr Beruf ein ganz eigenständiger Frauenberuf sei, der die Tätigkeit des Pfarrers ergänze.

Diskussionen, ob das Priester- oder Diakonenamt für Frauen geöffnet werden sollten, wurden in den Verbänden mit verschiedener Intensität geführt. Keine der Organisationen forderte offen das Frauenpriestertum. Die Haltung zum weiblichen Diakonat war differenzierter. Seit 1951 versuchten so genannte Diakonatskreise, den verheirateten Diakon wieder in der Kirche einzuführen. In diesem Zusammenhang wurde auch über die Möglichkeit einer Zulassung von Frauen zu diesem Amt gesprochen. Die Mehrheit der Frauen lehnte eine Teilnahme am Priestertum für Frauen ab aus Furcht vor einer Entleerung des Laienideals. Andere konnten sich eine Diakoninnenweihe für Frauen durchaus vorstellen. 1958 wurde die Gleichwertigkeit von Amt und Charismen von den Frauenorganisationen betont. Charismen seien seit alters her vor allem an Frauen vergeben gewesen. Unter den Wünschen an das Zweite Vatikanische Konzil äußerten viele KatholikInnen den nach dem Diakonat für Männer und Frauen. Während dieser Zeit waren auch in den Zeitschriften der Organisationen deutlich positive Stellungnahmen dazu zu lesen bis hin zum Gedanken, dass dies in letzter Konsequenz ein Einstieg für Frauen zum priesterlichen Amt sein könnte. Als das Konzil aber nichts dergleichen beschlossen hatte, waren zum Teil die gleichen Frauen wieder öffentlich gegen eine Zulassung von Frauen zum Amt mit dem Argument, dies liege nicht auf der Ebene der Gleichberechtigung von Mann und Frau.

Die Würzburger Synode bat schließlich den Papst zu prüfen, ob es möglich sei, dieses Amt für Frauen zu öffnen. Dies blieb ohne Erfolg. Offiziell von katholischen Frauenverbänden gefordert wurde das Diakonat der Frau ab 1979 von der Katholischen Frauengemeinschaft, seit 1984 vom Katholischen deutschen Frauenbund. Ida Ramings Wort von der »Laienfixiertheit« der meisten Frauen<sup>25</sup> trifft im Blick auf den Befund aus

25 Ida RAMING, Frauenbewegung und Kirche. Bilanz eines 25jährigen Kampfes für Gleichberechtigung der Frau seit dem 2. Vatikanischen Konzil, Weinheim 1989.

den Quellen der katholischen Frauenorganisationen zu. Fast alle sahen in einer verbesserten Position als Laien die Chance zu mehr Mitsprache und Mitgestaltung in der Kirche.

Frauen waren religiöser als Männer. Sie praktizierten häufiger religiöse Formen. Es waren dies aber keine eigenständigen weiblichen Formen. Vielmehr wurde erwartet, dass sich Frauen in die kirchlich vorgeschriebenen, eher männlich geprägten, Formen einfügen sollten. Von den kirchlichen Oberen erhielten Frauen dafür keine Anerkennung. Sie zielten darauf, mehr Männer zur religiösen Praxis zu motivieren und warnten vor einer Feminisierung beispielsweise des Gottesdienstes. Das hatte aber zur Folge, dass auch die Teilnahme von Frauen zurückging.

Die Frauen konnten zwar gewisse Mitgestaltungsrechte als Laien erringen, aber ihre Unterordnung unter die männlichen Amtsträger blieb erhalten. Kirche und Frauenorganisationen setzten dabei unterschiedliche Akzente. Während die Organisationen innerhalb des von der Kirche vorgegebenen Rahmens das Schwergewicht auf Eigenständigkeit und Mitsprache von Frauen legten, sehr vorsichtig allerdings und auf Konfliktvermeidung bedacht, setzte die Kirche mehr auf die Unter- und Einordnung von Frauen. Sie wollte Frauen allerdings dort gestärkt wissen, wo sie kirchlichen Positionen Gehör und Einfluss verschaffen konnten. Hürtens These von der »Verkirklichung« der Organisationen trifft für die katholischen Frauenorganisationen der Diözese zum Teil zu. Sie waren in vielem der Amtskirche eng verbunden, aber andererseits konnten sie an eigenständigen Organisationen festhalten und eigene Akzente in ihrer Arbeit setzen. Sie konnten, angeregt durch Bewusstseinsänderungen in der Gesellschaft, Forderungen nach mehr Mündigkeit in die Kirche hineinbringen.

Die Kirche schmückte sich damit, immer schon für die Aufwertung von Frauen eingetreten zu sein, weil das Christentum die Frauen aus ihrer Sklavenstellung im alten Orient als gleichwertige Partnerinnen erhoben habe. Was nicht gesagt wurde, war, dass seit der frühen Kirche die Stellung der Frau im Christentum in Anpassung an die Umwelt immer eine dem Mann untergeordnete blieb, obwohl sich gerade biblisch eine wirkliche Gleichwertigkeit, um nicht zu sagen, Gleichberechtigung, begründen ließe<sup>26</sup>.

### *3. Die Stellung der katholischen Frauen in der Gesellschaft*

Katholische Frauenorganisationen verorteten ihre Tätigkeit am Schnittpunkt zwischen Kirche und Gesellschaft. Deswegen soll hier noch einmal das zusammengefasst werden, was sie für die Stellung katholischer Frauen innerhalb der Gesellschaft bewirkten.

Bis etwa Mitte der fünfziger Jahre profitierten auch die katholischen Frauenorganisationen von der nach dem Zweiten Weltkrieg erstarkten Stellung der katholischen Kirche in der deutschen Gesellschaft. Die Kirche fühlte sich zum ersten Mal seit der Säkularisation in der Position, wieder realen Einfluss auf die Gesellschaft nehmen zu können. Die Bischöfe fassten eine Rechristianisierung der Gesellschaft unter Zurückdrängung der Säkularisierung ins Auge.

Anfangs schien es so, als hätten sie damit Erfolg. Aber bald zeigte sich, dass keine wirkliche Neuorientierung beabsichtigt war, vielmehr ein Bewahren des katholischen

26 Vgl. Gal 3, 28. – Doch »...es zeigt sich aber gerade am Frauenthema beispielhaft, wie rasch jene Theologie, die gesellschaftlichen Wertkonsens und Gottes Wort in eindimensionale Beziehung zueinander setzt, zu purer Ideologie denaturiert und ihrem Programm untreu wird.« Jochen-Christoph KAISER, *Frauen in der Kirche. Evangelische Frauenverbände im Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft 1890–1945. Quellen und Materialien*, hg. v. Annette KUHN (Geschichtsdidaktik. Studien. Materialien 27), Düsseldorf 1985, 16.

Milieus<sup>27</sup>. Für eine Rechristianisierung brauchte die Kirche die Frauen. Sie sollten in der Gesellschaft für kirchliche Positionen eintreten, sei es in der Familie oder am Arbeitsplatz, in seltenen Fällen auch in der Öffentlichkeit und der Politik. Solche Positionen bezogen sich beispielsweise auf das Ehe- und Familienrecht oder die konfessionelle Bildung. In der Zeit der Adenauerregierung (1949–1963) konnten viele der katholischen Forderungen durchgesetzt werden, in Südwürttemberg-Hohenzollern sogar die Konfessionsschule, die bis 1967 Bestand hatte.

Weitsichtige Katholikinnen sahen schon früh, dass sich Kirche und Gesellschaft auseinanderentwickelten. Ab Mitte der fünfziger Jahre entkoppelten sich die innerkatholische und die gesellschaftliche Entwicklung immer mehr. Der von Hürten ausgemachte Säkularisierungstrend war auch für die Frauen in der Diözese spürbar. Das Bild von Ehe und Familie sowie die Sexualmoral änderten sich langsam in der Öffentlichkeit von hierarchischen zu mehr partnerschaftlichen Formen. Auch die Organisationen gingen behutsame Schritte in diese Richtung mit. Die naturrechtliche Fixierung konnten sie jedoch erst im Laufe der sechziger Jahre hinter sich lassen.

Frauen wollten sich nicht länger zwischen Beruf und Familie entscheiden müssen. Viele gingen trotz der Kinder einer Erwerbstätigkeit nach. Die ganz auf Ehe und Familie oder Berufstätigkeit von unverheirateten zugeschnittenen Deutungsmuster der Organisationen trafen sich nicht mehr mit den Erfahrungen vieler Frauen.

Die Organisationen verhielten sich eher abwehrend der »Moderne« gegenüber. Sie setzten sich für traditionelle dienende Berufe von Frauen ein. Die Mehrheit der jungen Frauen wollte sich nicht mehr auf ein »Dienen« als Sinndeutung ihres Lebens einlassen. Der gesamtgesellschaftliche Konsens über das Frauenbild löste sich langsam auf. Hier gingen katholische Organisationen auch den von Gabriel genannten Schritt in die »strukturelle Modernisierung« nicht mit.

Die Organisationen suchten, nachdem sie in der Öffentlichkeit immer weniger wahrgenommen wurden und sich politisch mit den kirchlichen Positionen weniger durchsetzen konnten, weiterhin den Zusammenhalt innerhalb des Milieus zu stärken. Dazu wurden Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung und Reisen innerhalb der Organisation oder zusammen mit anderen katholischen Organisationen angeboten. Aber die Mobilität war größer geworden. Es gab vermehrt andere Möglichkeiten der Freizeitgestaltung. Deswegen brauchten viele hierfür die Vereine nicht mehr.

Die Organisationen blieben weiterhin interessant für solche Frauen, die in traditionellen Rollen lebten, vornehmlich also für Haus- und Landfrauen, sowie für der Kirche sehr verbundene unverheiratete Berufstätige. Gerade auf dem Land halfen sie maßgeblich mit, dass mit der »Dorfhelferin« ein neuer notwendig gewordener Beruf geschaffen wurde. Auch im Bereich der hauswirtschaftlichen Ausbildung trugen sie zu Verbesserungen bei. Die Mitglieder waren zunehmend mehr auf dem Land und in Kleinstädten zu finden. Sie waren meist verheiratet und nicht erwerbstätig.

Katholische Frauenorganisationen hatten immer »das Katholische« über Fraueninteressen gestellt. Deswegen arbeiteten sie mit anderen Frauenorganisationen nur insoweit zusammen, wie diese im Einzelfall kirchliche Positionen anerkannten. Die Loyalität zur Kirche aber auch zur CDU war im Zweifelsfall immer stärker als der Einsatz für die Interessen von Frauen. Deswegen verbündeten sie sich vor allem mit katholischen Männerorganisationen oder mit protestantischen gegen nichtkonfessionelle.

Die Prägekraft geschlossener Organisationsstrukturen ließ nach. Es gab kaum mehr den direkten Übergang von einer katholischen Jugendorganisation zu einer katholischen

27 Vgl. Werkhefte für katholische Laienarbeit 5, 1951, Heft 12.

Erwachsenenorganisation. Die Verbandsleitungen klagten über mangelnde Motivation bei ihren Mitgliedern. Anfang der sechziger Jahre traten viele Frauen aus dem Werkvolk aus, weil so genannte »Nurhausfrauen« kein Interesse mehr an der Arbeit des Verbandes hatten und erwerbstätige Mütter im Beruf überlastet waren.

Die Organisationen blieben maßgeblich geprägt von einer bestimmten Generation von Frauen, nämlich von den vor 1920 Geborenen. Sie hatten die Weimarer Republik und das »Dritte Reich« bewusst erlebt. Nach 1945 knüpften sie wieder an Frauenbilder und Bildungskonzepte aus der Zeit der Weimarer Republik an. Diese Frauen blieben bis Ende der sechziger Jahre bestimmend, weil sie meist bis ins hohe Alter auf ihren Posten blieben. In dieser Zeit hatten kaum junge Frauen in den Organisationen in Führungspositionen hineinwachsen können, so dass nach Ruhestand oder Tod der bisher prägenden Frauen ein Vakuum entstand. In vielen Organisationen hatten, ob des Alters der Leiterinnen, Neuorientierungen schon länger gefehlt, so dass neue Entwicklungen in der Gesellschaft nur teilweise zur Kenntnis genommen wurden. Deswegen war es Ende der sechziger Jahre für eine neue Generation in den Verbänden doppelt schwer, sich angesichts der vielen gesellschaftlichen Umbrüche in den Verbänden neu zu orientieren.

Innerhalb der katholischen Frauenorganisationen gelang es, gemeinsame Wertvorstellungen und auch eine gewisse einheitliche politische Orientierung aufrechtzuerhalten. Allerdings wurde dies immer weniger öffentlichkeitswirksam, sondern mehr für den Binnenraum des Katholizismus relevant.

Die Organisationen vermittelten einerseits Fähigkeiten und Fertigkeiten für katholische Frauen, sich in ihrer Umwelt zu behaupten, isolierten sie aber im Grunde wegen des Beharrens auf einem festen katholischen Standpunkt von der übrigen Gesellschaft. Katholische Frauenorganisationen brachten demnach Fortschritte für Frauen, die fest im katholischen Rahmen verwurzelt waren. Hier konnten sie aus dem sich verändernden gesellschaftlichen Bewusstsein, nach dem dem einzelnen Menschen mehr Individualität und Mündigkeit zugestanden werden muss, eine weitere Sicht in die Institution Kirche hineinragen, die zunächst von sich aus diese neuen Freiheiten nicht gerne zugestehen wollte.

Für andere, die ganz über den Rahmen des traditionellen Frauenbildes hinausgehen wollten, erschwerten sie die Zusammenarbeit mit nichtkonfessionell geprägten Kräften.

#### *4. Waren die katholischen Frauenorganisationen Schrittmacher für mehr Emanzipation katholischer Frauen oder haben sie sich nur auf die Ks beschränkt?*

Die Antwort für die Organisationen in der Diözese Rottenburg in den fünfziger und sechziger Jahren muss lauten: sie waren beides. Schrittmacher für mehr Mündigkeit waren sie insofern, als sie innerhalb des traditionellen Frauenbildes den Schwerpunkt auf mehr Mündigkeit und mehr Einflussmöglichkeiten für Frauen legten. Damit konnten sie, solange das Frauenbild der Kirche und das der Gesellschaft noch sehr ähnlich war, Frauen zu Spielräumen verhelfen, die diese sonst nicht gehabt hätten. Später galt dies nur noch für katholische Frauen, die weiterhin in traditionellen Rollen lebten. Hier konnte die Tätigkeit der Organisationen den Frauen Selbstbewusstsein und neue Kenntnisse vermitteln. Dieses Selbstbewusstsein konnte sie in ihren Rollen bestätigen und von Veränderungen abhalten, aber ihnen auch dazu verhelfen, ihre Rolle eigenständiger zu gestalten.

Anwältinnen der weiblichen Ks waren sie insofern, als sich ab der Mitte der fünfziger Jahre die Entwicklung in der Gesellschaft und die in den Organisationen teilweise voneinander abgekoppelt hatten. Modernisierung und Technik wurden von den katholischen Verbandsfrauen mit großer Skepsis betrachtet. Damit boten sie Frauen, die einen

moderneren Lebensstil lebten, beispielsweise auch noch als Mütter erwerbstätig waren, keine positiven Anknüpfungspunkte. Da sie bis in die sechziger Jahre hinein dem naturrechtlichen Rahmen verhaftet blieben, der bestimmte, wie Frauen und Familien zu sein hatten, mussten sie in ihrer Wahrnehmung zwangsläufig alle Frauen ausblenden, die andere Erfahrungen machten und andere Lebensformen gewählt hatten.

Weil sie sehr lange an einem Rahmen festhielten, der sich überlebt hatte und außerdem insgesamt Konflikten mit der Hierarchie aus dem Weg gingen, trugen sie mit dazu bei, dass ein traditionelles Frauenbild samt Minderbewertung der Frau weiterhin fortbestand. Tendenzen zu mehr Mündigkeit und Freiheit von einzelnen Menschen, Männern und Frauen kamen eher von außerhalb der Kirche als von innerhalb. Die Organisationen trugen solche Tendenzen, wenn auch sehr vorsichtig und teilweise gebrochen (weil am starren Rahmen der kirchlichen Lehre orientiert) in die Kirche hinein. Diese musste wenigstens ein Stück weit darauf reagieren, wollte sie nicht alle Frauen verlieren. Sie reagierte allerdings nur jeweils minimal, so dass Frauen mit Wünschen nach weitergehenden Rechten nicht zum Zug kamen und sich aus den Organisationen und der Kirche verabschiedeten.

Diese Minderbewertung der Frau war es dann, die später mit dazu beitrug, dass die feministische Theologie entstand<sup>28</sup>.

#### 4. Fazit

Für die Katholizismusforschung konnte gezeigt werden: es gab seit 1945 nicht nur die »Verkirklichung« der Organisationen, sondern auch Ansätze für eigenständige Laientätigkeit von Frauen. Der fortschreitende Säkularisierungstrend hatte Einfluss auf die katholischen Frauen und ihre Organisationen. Durch die Hereinnahme von Tendenzen in der Gesellschaft, die auf mehr Mündigkeit zielten, konnte die Schrumpfung des katholischen Milieus etwas aufgehalten werden. Es blieb für solche sozialen Gruppen von Frauen attraktiv, die in traditionellen Rollen und Gefügen lebten, also vor allem für nichterwerbstätige Hausfrauen und Frauen auf dem Land.

Die »Sattelzeit«, als die Gabriel die fünfziger Jahre bezeichnet, zog sich bei den katholischen Frauenorganisationen der Diözese und ihren Mitgliedern bis weit in die sechziger Jahre hinein.

Dass sich Kirche und Gesellschaft spätestens ab Mitte der fünfziger Jahre auseinanderentwickelten, lag auch am starren Festhalten an einem vorgegebenen Frauenbild, das je länger je weniger Platz bot für andere Interessen und Erfahrungen von Frauen. Der Trend zur Säkularisierung, im Fall der Frauen konkretisiert im Verlangen nach mehr Mündigkeit, kam von außen in die Kirche herein. Dort wurde er eher gebremst, obwohl es theologisch sehr wohl Anknüpfungspunkte gegeben hätte, Mündigwerden von Frauen zu fördern.

28 Als ihre wesentliche Aufgabe sah sie es an, Frauen als Frauen in ihrer Unterschiedlichkeit ernst zu nehmen und ihr Recht auf einen je eigenen, gleichberechtigten Zugang zu Gott und Welt zur Sprache zu bringen. Als die grundlegende weibliche Sünde erachtete sie nicht die Hybris, sondern im Gegenteil die Unterentwicklung oder Negation des Ichs. Frauen sollten nicht nur ihre Selbstlosigkeit fördern. Auch die Kirche sollte sie darin unterstützen, alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Valerie Saiving GOLDSTEIN, *Die neue Situation: ein weiblicher Standpunkt*, in: *Frauenbefreiung. Biblische und theologische Argumente*, hg. v. Elisabeth MOLTSMANN-WENDEL, München 1986, 152–173.

Geschichte hat eine kritische und identifikationsstiftende Funktion. Das Wissen um die Anstrengungen und die Arbeit ihrer Vorgängerinnen kann heute katholische Frauen in und außerhalb von katholischen Frauenorganisationen auf diese Leistungen stolz sein lassen und ermutigen, aber auch kritischer gegen Selbstbehinderungen in Form von zu großer Konfliktscheu werden lassen.

Verbände haben zwar in ihrer Bedeutung in der katholischen Kirche abgenommen. Sie haben keine Monopolstellung mehr für qualifizierte Laienmitarbeit in der Kirche. Sie könnten in Zukunft vielleicht wieder eine stärkere Stellung erlangen, wenn sie innerhalb und außerhalb der Kirche prononciert Fraueninteressen vertreten würden. Wenn die katholischen Frauenorganisationen bislang im Begriff »katholische Frau« das »Katholisch« an die erste Stelle setzten, sollten sie künftig die »Frau« stärker betonen und vom Frausein her das Katholische in der katholischen Kirche mitbestimmen.

Frauenorganisationen haben die Identität der Diözese in der Vergangenheit mitgeprägt und können sie auch in Zukunft mitbestimmen.

